

Gerichte.

Erzählung von Olga Steiner.

Ein einfaches Zimmer. Einige Stühle darin erinnern an frühere, bessere Tage, jetzt sind sie verhoffen, be- rüstigt und nicht wieder repariert. Am Fenster sitzt eine blasse Frau und malt auf Fächer Amoretten, Blumen, Bö- gel; kleine Kunstwerke. In einer Ecke spielen zwei Knaben von sieben und vier Jahren.

„Hunger, Mama!“ ruft der Kleine. „Warte, bis ich fertig bin,“ sagte die Mutter.

„Hunger!“ schreit er lauter, dringlicher.

„Störe die Mama nicht,“ sagte der Ältere, „wenn sie nicht arbeiten kann, haben wir nichts zu essen, das weiß ich schon!“

Die blasse Mutter lächelt. „Johannes hat recht.“

Aber der kleine Pausbäckige giebt nicht nach, und feusend erhebt sich die Mutter, um Brot zu schneiden.

„Is nichts drauf,“ erwidert der Kleine, „Frühchen will was drauf.“

„Es giebt heut nichts“ erwidert die Mutter streng, „sei jetzt still.“

Kleine Pause.

„Weißt du, Mama, früher da war's doch schöner,“ sagt Johannes, „wie der Papa noch manchmal kam, der hat uns immer zum Konditor geführt.“

„Zum Konditor,“ erhot Fritz.

„Und ganz viel früher,“ fährt Jo- hannes fort, „da hat er doch bei uns gewohnt, nicht wahr, Mutter?“

„Was du für ein Gedächtniß hast!“

„Warum ist er eigentlich fort? Die anderen Jungens in der Schule haben alle ihren Papa zu Hause.“

„Weil er sehr weit verreis ist, mein Junge, ich hab' dir's schon oft gesagt.“

„Aber einmal muß er doch wieder kommen.“

„Wer weiß —!“

In Johannes Augen steigen Thrä- nen.

„Jawohl, Mama, einmal muß er wiederkommen, ich bin ihm doch so gut. Er hat alles so schön verstanden, viel besser wie du — mit dem Waschen — und mit dem Anziehen — kommt er auch gewiß wieder, Mama?“

„Ja, ja, er wird schon.“

„Wann denn?“

„Ich weiß noch nicht.“

„Er soll mich wieder aufheben und Frühchen auch, beide auf einmal, er ist ja so stark, und wieder bis an die Dede, ja, der Papa ist groß!“

„Weißt du noch, wie er dich mal in die Höhe gehoben hat, vom Sofa hat er dich genom- men. Du hast ganz laut geschrien, und da hab' ich so gelacht, weil du so Angst hattest. Aber der Papa hat dich nicht fallen lassen, und dann hast du auch gelacht und ihm einen Kuss ge- geben. Wie das tomsch war. Muttern küssen doch sonst nur die Kinder —“

„Plappere nicht so viel, bist du mit deinen Schularbeiten fertig?“

„Ja — und der Papa —“

„Dies doch noch ein bisschen.“

„Gleich — dann — der Papa —“

„Hier hast du auch ein Butterbrot.“

Das läßt Johannes sich nicht zweimal fagen; mit vollen Backen beißt er hinein und schweigt endlich.

Beide Knaben lauen, und die Frau setzt sich wieder an ihre Arbeit. Aber es will nicht recht von der Stelle gehen — ja, wenn die Gedanken nicht wären, sie kommen, ohne daß sie es will, mächtig, unaufhaltbar, und lähmen die sonst schaffensfreudige Hand.

Sie sieht sich an Rudolfs Seite in ihrem Heim. Die Liebe hat es gebaut. Dieser große, aristokratisch aussehende Mann hat er lieb, sie, die Kleine, Un- scheinbare, Feine, mit dem vollen Her- zen, das sich doch nie in kleinen Klän- deln zerpflegt hat und das sie nun als unberührtes Ganzes ihrem Gatten entgegenträgt. Sie kennt seine Er- folge bei Frauen, sie sieht die bewun- dernden Blicke, die ihm folgen, auch jetzt noch, wenn er an ihrer Seite geht, und sie ist stolz auf ihn und stolz, daß er gerade sie geliebt hat. Was es um ihr Vermögen? — Nicht doch, andere Be- sigen viel mehr, also sie ist's, ihre Beson- derheit ganz allein. Von ihren Maltün- sten hat er ja kaum etwas gewußt, auch nicht, daß sie, als praktisches Mädchen, dieselben zu verwerthen weiß und ein- nen eisernen Fonds angelegt hat für — schlechte Tage werden ja nie kom- men, aber für die werdende Generation, die tann's gewiß brauchen, so sie ist praktisch und tüchtig. Fast bemüht steht sie vor ihm, als sie es ihm sagt, und er ist gar nicht stolz und läßt sie gewahren.

Johannes wird geboren und erhöt ihr Glück. Des Abends sitzt sie hun- denlang an seinem Bettchen und bewacht das holde Wunder — Rudolf blieb im- mer so lange aus — im Geschäft natür- lich. Eines Tages erzählt er ihr, daß er sein Geschäft auflöse, sie staunt — warum?

„Es ist eine große Haufe in meinen Artiteln,“ sagt er, „ich kann bei der Li- quidation noch verdienen, und dann hat man mir eine vorzügliche Stelle ange- boten, man kennt meine Fähigkeiten, ja, ja, man reißt sich um mich, Kleine,“ und dabei läßt er sie auf den Mund. Wie glücklich er doch ist, wie geschäft- lich! Welches Glück, ihn zu besitzen!

Einmal — Rudolf ist gerade nicht an- wesend — präsentiert ihr ein Kaffeebrot einen Wechsel zur Zahlung. Sie hat von Geschäft keine Ahnung. „Mein Mann ist nicht zu Hause,“ sagt sie.

„Heut Mittag zwölf Uhr ist der letzte Termin,“ erwidert der Mann gleichgültig und geht. In Unruhe erwartet sie ihren Gatten.

„Was ist das mit dem Wechsel?“ fragt sie nach dem ersten Kuss. Auf Rudolfs Gesicht malt sich Erschauern. „Von mir sind keine Wechsel in Umlauf, Kleine, da muß ein Irrthum vorliegen. Ich werde sofort nachfragen.“ Abends kommt er mit dem heitersten Gesicht von der Welt. „Natürlich war's ein Irr- thum und da habe ich auch Varietebilletts für den Abend mitgebracht — auf den Schred, Menschen.“

Ein andermal. Ein Mann mit einer blauen Mütze erscheint, es ist der Ge- richtsvollzieher, er fordert eine große Zahlung, widrigenfalls er in kurzer Zeit Pfänden müsse. Sonderbar, sie weiß von nichts, sie kennt auch nicht den Na- men des Gläubigers. Als sie Rudolf Mittags von dem seltsamen Gast er- zählt, lacht er hell auf. „Das hat man von dem Namen Müller. Müllers giebt's Hunderte in der Stadt, der Ver- wechslungen sind kein Ende.“ Und da lacht sie mit, so herzlich, so sorglos, wie sicher ist sie im Schutze dieses Mannes. Aber der Vorfall wiederholt sich, ein- mal, zweimal — Rudolf ist entrüstet, am liebsten möchte er um Namensände- rung einkommen, wenn es nicht eben der alte, ehrliche Name seines Vaters wäre. Man muß es sich gefallen lassen und von der tomschen Seite nehmen. Das bis- herige Verger wird eine Flasche Wein hin- unterpöhlen.

„Komm, Menschen!“ und es wird noch der heiterste Abend.

Rudolf muß plötzlich verreisen, er fährt in der Nacht, und weil sein Kopf von vieler Arbeit angefrengt ist, im Schlafcoupe zweiter Klasse. Sie be- gleitet ihn zur Bahn, und als sie nach Haus geht, allein, weint sie vor Ban- gigkeit — wie ein Kind!

Als er zurückkommt, ist er zerstreut und vergriffelt sie zu küssen — zum ersten Mal. Sein Leibgericht schmeckt ihm nicht, er muß gleich wieder fortgehen — Geschäfte. Am Nachmittag kommt die Hauswirthin und fragt in beschönerter Weise, ob Frau Müller wohl wisse, daß die Miethe seit einem halben Jahr nicht bezahlt sei! Herrgott, wie das alles noch deutlich vor ihr steht! Sie harrt die Frau an — schuldig — Miethe — und auf einmal fällt die Binde von ih- ren Augen, die Rudolf so geschickt dar- um geschlungen, sie stottert etwas von einem eisernen Fonds, und daß sie nichts gerufen habe, daß aber bis Nachmittag — da kommt Rudolf. Mit einem Blick hat er die Situation erkannt. „Sie haben gesprochen?“ — „Ja,“ sagt die Wirthin einfach, „meine Spottreden- gläubiger warten auch nicht; bis Nach- mittag, Herr Müller, sonst muß ich mein Recht auf Ihre Möbel geltend machen.“

Sie sind allein. Hülfsuchend steigt sie an seine Brust.

„Rudolf, was ist geschehen?“

Und da erklärt er sich: alles ist fact — alles, es fehlt sogar noch Geld — in der Kasse des Hauses, das er verwaltet, deswegen hat er die Miethe gemacht (im Schlafcoupe zweiter Klasse, kreuzt es ihren Kopf) — einen kleinen Aufschub hat man mir gewährt, aber was nützt das, er hat nichts mehr.

„Doch,“ jubelt sie, „mein eiserner Fonds.“

„Rein,“ sagt er leise, „der — ist — schon — fort!“

Herrgott, wenn sie an die folgenden Tage denkt, wie der Schleier ruhevolle fiel von ihrem Gesichts, wie es bedauert war, und auch nicht mit ihren Thränen reinzuwaschen. Dieser Wust von Lüge und Betrug, eine Hochstapelnatur, her- vorgegangen aus Faulheit und Genuß- sucht. Aber sie hielt zu ihm, denn sie war sein Weib. Sie begann zu arbeiten, unablässig, angepannt für ihn, für sich, für das Kind. Frei sollte er werden von Schuld und Schulden.

Frühchen ward geboren. Hals genesen, sah sie schon wieder am Arbeitstisch, denn sie braucht Geld, die Krankheit hat alles ausgezehrt. Zum Glück hat sie größere Konten bei dem Kunsthändler, der ihre Malereien abnimmt. Der Mann zahlt sonst pünktlich, und gerade diesmal — Rudolf hat sie immer zu- rückgehalten, wenn sie beschiden ma- chen will. „Du verstehst das nicht,“ sagt er, „man darf einen Kaufmann nicht drän- gen, es könnte die Geschäftsverbindung gefährden.“ Zur Miethe wird es noch gerade reichen, sie öffnet ihre kleine Ras- sette — sie ist leer! Von einem furch- tbaren Verdacht gepackt, eilt sie zu dem Kunsthändler. Er giebt ihr die Quit- tungen von der Hand ihres Mannes über die längst entnommenen Beträge. Schlag auf Schlag. Sie kommt in Ru- dolfs Bureau, um zu hören, daß er zwei Monaten entlassen ist, weil er abso- lut nichts mehr leistete, ja daß neue Un- gemäßigkeiten vorliegen, wie sie bei der genauen Kontrolle nur ein spitzbübischer Kopf erfinden kann. Die! Geht es ihr von allen Seiten in die Ohren, Dieb — und da — hat sie sich von ihm getrennt, ihr Schicksal, wie das ihrer Kinder auf ihre eignen Schultern nehmend. Und zu dem Mann, um die Kinder zu sehen und sie spazieren zu führen, sie kränkt sich nicht dagegen, sie will den Kindern den Vater nicht ganz entziehen. Er bringt Wasser mit, aber kein Geld. Die Zeit vergeht, nichts ändert sich. Frühchen er- trinkt, und Johannes kommt zur Schule, die pekuniären Sorgen wachsen. Sie bittet Rudolf, die Doktorordnung zu be- zahlen — er hat ja doch eine kleine Ein- lung — und das Schulgeld für Johanes, da bleibt er fort, ohne ein weiteres Wort, verschwunden, verschollen! Das

ist nun über ein Jahr her. Auf der Pos- tleiste hat man ihr gesagt, er sei fortge- zogen, in seinem neuen Wohnort ist er nicht gemeldet, ein Bagasunderniff, er ist nicht zu fassen. Sie denkt an Schie- dung, aber woher das Geld nehmen? Sie ist zu einem Scheinleben zurückgekehrt, oc- tuelen, vegetiren, arbeiten! Immer ar- beiten, sonst ist sie verloren, sie und ihre Kinder. — Und während so die Gedan- ken gehen, malt sie ihre Fächerblumen, Amoretten!

Es klingelt. Sie nimmt die Lampe, geht öffnen — und prallt zurück.

„Du — Sie?“

Ein großer, breitschulteriger Mann drängt sich schnell herein.

„Sie — leben noch?“

„Warum nicht — ich schicke mich noch lange nicht tot — ich kämpfe eben.“

„Warum dann das Verstecken?“

„Das ewige Angebetel hab' i' satt.“

„Für — Ihre Kinder!“

„Du hast ja genug.“

„Was wollen Sie also hier, das ist meine Wohnung.“

„Laß die albernen Romanphrasen. Ich habe ein Recht, hier einzutreten, ich bin dein Mann. Wir sind nicht geschied- nen. Laß mich ins Zimmer, ich will meine Kinder sehen.“

„Dabon werden sie nicht satt.“

„Immer dasselbe Gezer. Ich kann nichts geben, ich muß für mich allein sorgen, wenn ich mal keine Stellung habe oder krank bin.“

„Dafür hast du ihnen alles genom- men, braver Muttergatte!“

„Laß deine Moralpredigten, e' nucken nichts.“

„Das weiß ich. Du wirst fett bei dein- em Leben.“

„Das geht dich nichts an.“

„Warum kommst du also? Doch nicht, um zu sagen, ich habe nichts?“

„Es muß noch ein Rod von mir hier sein, ein Winterrod, er war nicht dabei unter den Sachen, die du mit sam- mengepackt hast — damals, ich tann ihn jetzt brauchen.“

„Ich habe keinen.“

„Sieh nur nach.“

„Ich weiß es genau, daß ich keinen habe. Wie kann ich wissen, wo der Rod vor Jahren hingekommen ist!“

„Wirtshaus, das!“

„Jetzt geh.“

„Ich will erst meine Kinder sehen.“

„Sie schlafen, werde sie nicht.“

„Aber sehen will ich sie. Es sind meine Kinder.“

Aufstehend nimmt sie die Lampe und geht ihm voran in das Schlafzim- mer.

Er dämpft seinen Schritt und folgt ihr. Ein späherer Blick gilt der Ein- richtung, dann beugt er sich über die Bet- ten der Kinder.

Und die Frau betrachtet ihn. Sein Gesicht ist immer noch so. Da ist die feine Linie von den Brauen zum Nasen- rücken, wie oft hat sie ihre Lippen auf diese Stelle gedrückt.

Der Mann fühlt den Blick.

„Laß mich hier bleiben,“ sagt er kurz, raus, als schäme er sich einer weiche- ren Regung. Minutenlang Stille. Im Herzen des Weibes tobt ein Kampf Reizung und Abscheu, Verstand und Gefühl. Nieder, nieder mit euch weiche- ren Stim- men, bleibe fest!

Sie richtet sich hoch auf. „Hast du Brot für uns?“

„Rein — aber du!“

„Bei mir ist keine Altersversorgung.“

„Weiß!“ kreischt er.

Johannes erwacht von dem Schrei, fährt in die Höhe und weiß nicht, ob er wacht oder träumt. „Papa,“ jubelt er, „Papa!“

„Junge!“

„Papa, ich habe ein Gedicht gelernt, die Mama weiß gar nichts davon, es steht in meinem Verbuch, ein Gedicht zu deinem Geburtstag, aber ich sage es dir gleich, sonst bist du wieder fort.“

Und sich den Schlaf aus den Augen reißend, nach häftiger Kinderart beginnt er:

„Du Vater hast viel Sor' und Müß, Am Abend spät, am Morcen früh, Du giebst mir Brod und sorgst für mich, Drum will ich auch recht lieblich dich.“

„Was ist denn, Papa, ist's nicht schön? Es geht noch weiter.“

„Du Vater hast gar viel zu thun Und darff den ganzen Tag nicht ruh'n, Du schaffst und mühest dich für mich —“

Das Kind hält ängstlich ein, es sieht seinen Vater weinen, der große Mann steht da — gerührt — von seinem Kinde.

Hastig läßt er den Knaben.

„Sehr schön, Johannes — ich — freue mich — werde nur brav — und folge der guten Mama — ich komme vielleicht — nicht — nicht bald wieder.“

Das Gefängniß Pöhlensee und seine Einrichtungen.

In der Instruktion an den Kapitän Danila Blawfiew und den Leutnant Luka Tschekin, die den „namenlosen Gefangenen“ Ivan Antonowitsch, den russischen Kaiser, in Schlüsselburg zu bewachen hatten, heißt es in Punkt 6:

„Wenn der Arrestant unruhig ist und die Ordnung nicht einhält, muß er in Ketten gelegt werden.“ Den Ver- schwörer Mitrowitsch, der 1764 die Be- freiung von Ivan Antonowitsch ver- suchte, verlangte Neplujanow so foltern an einem stillen Ort; „es sollen ihm die Rippen geprüßt werden, um zu er- mitteln, mit wem er bei seiner Ver- schwörung in Verbindung getreten.“

Die Thatfachen vorstehender Notiz, die auf eine recht grausige Justiz schließen lassen, liegen noch nicht 150 Jahre hin- ter uns. Doch wir brauchen nicht so weit zurückzugehen, um gelegentlich auf ähnliche Bilder zu stoßen. Auf einer Reise nach Rom sah ich Ende August 1893 am Bahnhof von Verona acht bis zehn Sträflinge, die mit schweren Eisen zu Paaren geschlossen waren, die einzelnen Paare waren dann wieder durch dicke Ketten verbunden. Schau- rig klang deren lautes Geräusch in der Bahnhofshalle. Jeden Zuschauer über- lief es kalt beim Anblick dieser Unglück- lichen, die in verächtlichem Lebens- alter standen, der gebückte Greis und der Jüngling im Alter von vielleicht 16 Jahren waren vertreten. Es sind sieben Jahre her, und doch überläuft es mich kalt, so oft ich mich jenes Bildes zurückerinnere. Und wenn hier Je- mand einwenden wollte, das Wort „Seines Mitleids braucht sich Niemand zu schämen“ kennt aber Ausnahmen, so würden wir es doch mit Goethes An- merkung in Wahrheit und Dichtung halten: „Abasverus hat die Art har- ter, veränderlicher Menschen, die wenn sie Jemand durch eigene Schuld un- glücklich sehen, kein Mitleid fühlen, ja, vielmehr durch unzeitige Gerechtigkeit gedungen, das Uebel durch Vorwürfe vermehren. Ebensoviel brüdt Carl- hle den Stab über Diejenigen, die im wilden Lebenskampf zu Fall gekommen sind, sondern macht es ihnen zur Pflicht, sich unter Thränen und Reue wieder aufzuraffen und von Neuem zu beginnen. So ist es denn zu verstehen, daß mit den Fortschritten der Gesit- tung die Bestrafung Derjenigen, die mit dem Gesetz in Konflikt gekommen sind, eine immer humanere geworden ist. Unsere moderne Justiz sieht ihre Aufgabe nicht mehr darin, die Dual und Marter des Sträflings nach Mög- lichkeit zu steigern, sondern die bürger- liche Gesellschaft ist nur darauf be- dacht, die ihrer Ordnung widerstehen- den Elemente zu beseitigen und ihnen gleichzeitig die Möglichkeit zur Besse- rung zu bieten.“

Unter allen Strafanstalten, die die- sem Zweck dienen, nimmt wohl das Gefängniß in Pöhlensee eine der ersten Stellen ein. Dasselbe befindet sich im Nordwesten von Berlin in ziemlich freier Lage am Berlin - Spandauer Schiffsfahrkanal und umfaßt ein Areal von insgesamt 27 Hektar, die Gebäude allein 2½ Hektar. Es ist mit einer ziemlich dünnen aus dem Mi- liärerbien erbaut worden, die Bau- kosten allein betragen ohne Grund und Boden sechs Millionen Mark. Jetzt werden die Gefängnisse nicht mehr in dieser splendiden Weise gebaut, es feh- len die Mittel dazu; im Gefängniß zu Tegel, welches seiner Vollendung entgegengeht, liegt alles viel enger be- sammen. Um den vorhin angegebenen höheren Strafzweck möglichst zu errei- chen, ist in Pöhlensee neben der Ge- meinschaftshaft das System der Ein- zelhaft in ausgedehntem Maße zur An- wendung gekommen, und zwar wird hier unterschieden zwischen strenger Einzelhaft und modifizirter Einzel- haft. Für beide dient der sogenannte Maskenflügel, im Volksmunde Ber- lins auch wohl als Maskengalerie be- zeichnet. In diesem nach „panopti- schem“ System eingerichteten Zellen- gefängniß gehen von einer Centrale mit wachhabenden Aufsehern in allen Eta- gen strahlenförmig Gänge aus, an wel- chen rechts und links die nummerirten Zellen liegen. Auf diese Weise können viele Hunderte von Gefangenen durch eine ganz geringe Anzahl von Beamten aus Schärfe überwacht werden. Da die gemeinliche Haft von jeher die eigentliche Hochschule der Verberede- welt gewesen ist, so kommen in die strenge Einzelhaft besonders Diejen- ige, die noch Besserung erhoffen las- sen, also namentlich die Jugendlichen bis zum 18. oder 21. Jahr, dann aber auch alle Diejenigen, die zum ersten Mal bestraft sind; ferner die Gefan- genen aus den besseren Ständen. Für diese ist die Einzelhaft eine wahre Wohlthat, da sie so ihre Strafe uner- kant abtun und hier auch besser an- gemessen beschäftigt werden können. In strenger Einzelhaft werden endlich auch die schlechtesten Elemente isolirt, und diese empfinden es als harte Strafe. In jeder Zelle sind die Personalien des Injassen an der Wand angehängt, die namentlich auch über Ursache und Dauer seiner Strafe Aufschluß geben. Bis zu drei Jahren kann Jeder in Ein- zelhaft gehalten werden, Manche aber bleiben freiwillig noch länger darin, und wird in diesem Falle der Arzt dar- über befragt, weil angeblich in Zellen- gefängnissen viele Erkrankungen an Wahnsinn und Blödsinn vorkommen sollen. Soweit wirklich größere Zah-

len vorliegen, sind diese aber in der Regel auf frühere Ursachen — Alkohol- und geschlechtliche Ausschweifungen — zurückzuführen und nicht auf das Gefängniß zu setzen. Der Gefangene der strengen Einzelhaft wird besucht vom Arzt, Pfarrer, Lehrer und von den Aufsehern. Außerhalb seiner Zelle trägt er stets eine Mütze mit über das Gesicht bis zum Kinn herabfallender schwarzer Maske und außerdem die Nummer seiner Zelle, bei der er auch gerufen wird. Damit er der freien Luft nicht ganz entbehre, darf er täglich für eine Stunde in einem kleinen, für schlechte Witterung zum Theil überbedeten Hofe sich ergehen. Die Ueberwachung geschieht wäh- rend dieser Zeit von einem kleinen Turme aus, um welchen die kleinen Höfe, welche ungefähr 90 Quadratmeter Bodenfläche haben mögen, strahlen- förmig angeordnet sind. Die Gefan- genen der modifizirten Einzelhaft tragen nicht die schwarzen Masken, sind auch in der Schule und in der Kirche beisammen, doch sollen auch sie nicht mit einander sprechen. Bei der Besichti- gung der Zellen für die Einzelhaft wie auch der Räume für die gemeinsame Haft, fällt allenthalben die überaus große Ordnung und peinliche Sauberkeit auf. Ganz eigentümlich berührt auf einigen der Schlafsäle für Gemein- schaftshaft eine Art von Schlafsäulen — Betten, die seitlich und oben mit Drahtnetzwerk versehen sind. Solcher Schlafsäle hat Pöhlensee 280.

Sonntags muß jeder Gefangene am Gottesdienste theilnehmen. Das Ge- fängniß hat drei Geistliche. Eine Kirche liegt ziemlich am Eingange des Gefän- gnisses. Sie dient für die Gefangenen der gemeinsamen Haft. Der dortige Gottesdienst wird aber auch von den Beamten des Gefängnisses und den Ein- wohnern des Ortes Pöhlensee besucht. Eigenartig ist die Einrichtung der für die Gefangenen der strengen Einzelhaft bestimmten Kirche. Der Geistliche steht von der Kanzel aus jeden einzelnen Ge- fangenen in seinem Sitz, ohne daß dieser irgend Jemand anders als den Geist- lichen und die auf einer Empore sitzenden Aufseher zu Gesicht bekommen kann. Für die achtzig jüdischen Gefangenen ist im Gefängniß eine besondere Syna- goge vorhanden.

Außer durch religiöse Einwirkung sucht man bis in ein vorgerücktes Alter durch Unterricht veredelnd auf die Sträf- linge einzuwirken; jeder muß bis zum fünfundsinganzigsten Jahre daran theil- nehmen. Es bestehen sechs Klassen mit vier Lehrern, einer für die Jugendlichen, einer für die Gefangenen der gemein- samen Haft und zwei für diejenigen in Einzelhaft. Stramm ist die Disziplin im Gefängniß, wenn auch die zur Ver- fügung stehenden Disziplinarstrafen gegen früher sehr gemildert sind. Der Gefangene hat absolut keinen eigenen Willen. Auf Befehl muß er aufstehen, auf Befehl sich niederlegen, auf Befehl hat er alle sonstigen Verrichtungen zu vollziehen. Als Hauptdisziplinarstrafe werden angewandt Entziehung der Arbeitsbelohnung und verschärfter Arrest bei Wasser und Brod. Früher war es den Gefangenen gestattet, eine Topf- pflanze oder einen Vogel im Gefängniß zu pflegen, wenn ihnen solche von An- gebörigen überbracht wurden. Dadurch boten sich ungesucht ethische Anknüp- fungspunkte, um bessernd auf die Ge- fangenen einzuwirken. Leider ist diese Vergünstigung jetzt in Wegfall gekom- men. Jeder Gefangene erhält wöchent- lich auch ein Bibliotheksbuch mit anre- gendem Inhalt zur freien Lektüre. Die Bücherei des Gefängnisses umfaßt 18,000 Bände.

Das Hauptmittel zur Besserung der Gefangenen ist aber die Gewöhnung an getragene Thätigkeit. Viele lernen den Segen geordneter Arbeit erst hier kennen, und es soll ihnen deshalb möglichst tief das Gefühl eingepflanzt werden, das sie in beständiger harter Arbeit das beste Präservativ gegen neue Entgein- gungen nach Wiedererlangung der Frei- heit zu erblicken haben. Ueber die Art der Beschäftigung bestimmen die „Wun- derathsrathsunbände, welche bei dem Voll- zug gerichtlich erkannter Freiheitsstrafen zur Anwendung kommen“ in Para- graph 18: „Bei der Zuweisung von Ar- beit an die Gefangenen wird auf den Gesundheitszustand, die Fähigkeiten und das künftige Fortkommen, bei Ge- fängnissträflingen auch auf den Bil- dungsgrad und die Berufsverhältnisse Rücksicht genommen.“ Diese Arbeit ge- schieht in Pöhlensee für die Gefangenen der Gemeinschaftshaft in besonderen Arbeitsbaraden und zwar entweder für den Staat oder für Unternehmer. Wir haben dort Goldbleistiftfabrikation, Tisch- lerei, Drechslerei, Ladrerei, Klempere- rei, Anfertigung von Spielwaaren etc. Die Zellengefängnisse sind mit Schuh- macherei, Schneiderei etc. beschäftigt, namentlich wird von diesen die Gefän- gnisthätigkeit für kleine Strafanstalten angefertigt. Ein gefangener Rechtsan- walt war in seiner Zelle an der Ueber- arbeitung des Bürgerlichen Gesetzbuches für einen anderen Rechtsanwalt thätig, wofür dieser täglich 3 Mark zu zahlen hat. Der Unternehmer zahlt für jeden von ihm gemieteten Gefangenen ein Kopfgeld. Die tägliche Arbeitszeit beträgt 11 Stunden, und hat jeder Ein- zelne in diesen ein gewisses Tagespen- sium zu erfüllen. Von dem, was er darüber leistet, kann ihm eine gewisse Belohnung zuerkannt werden. Diese Belohnung darf aber nach Paragraph 21 der erwähnten „Wunderathsrathsun- bände“ für einen Gefängnissträfling nicht mehr als dreißig Pfennig auf den Arbeitstag betragen. Bei schlechtem

Verhalten kann dieser Verdienst wieder entzogen werden.

Ganz außerordentliche Aufmerksamkeit ist in Pöhlensee auf die hygienischen Einrichtungen verwandt worden. Das Gefängniß ist in allen seinen Abthei- lungen überaus gut ventilirt. Die Luft wird in besonderen Luftschächten von außen zugeführt. Als sehr vortheilhaft erweist sich für Reinhaltung der Luft die Einrichtung der besonderen Arbeits- baraden, weil so der Geruch von Klei- ster und Firniß nicht in das Gefängniß einbringt. Aus gleichem Grunde ist auch die Küche nicht im Hauptgebäude untergebracht. Die Heizung ist in den einzelnen Abtheilungen in verschiedener Weise ausgeführt. 1872 wurde zuerst eine Heißwasserheizung mit Töpfen ange- legt. Eine solche ist billiger als Niederdruckdampfheizung, auch läßt sich die Wärme nach Bedürfniß vertheilen. An- dere Abtheilungen, wie die für die Ju- gendlichen, haben Luftheizung erhalten. Hier aber mußte noch theilweise die Wasserheizung hinzugenommen werden, weil bei Luftheizung die Windrichtung von starkem Einfluß ist, so daß an einer Seite unter Umständen nur 10 Grad sind, während man an der an- deren Seite 20 Grad findet. Bei der knappen Ernährung ist das Wärmebe- dürfniß der Gefangenen ein überaus großes, sie frieren leicht. Das Wärm- quantum für die Gefangenen wird nach demselben Maßstab bemessen wie bei freien Personen, dafür die Beschäfti- gung eine ausreichende Belohnung durchaus nöthig ist. Diefelbe geschieht durch Leuchtgas, welches im Gefängniß erzeugt wird. Enorm groß ist der Was- serverbrauch, er beträgt pro Kopf und Tag 400 Liter, während selbst eine et- was splendide Hygiene mit einem entsprechenden Bedarf von 300 Liter rednet. Wahrscheinlich erklärt sich das große Quantum durch die ziemlich be- deutende Industrie im Gefängniß. Die Wasser- versorgung geschieht durch Tief- brunnen, die auf dem Terrain des Ge- fängnisses hergestelt sind. Das Was- ser wird zunächst durch eine Maschine auf einen Thurm in ein Reservoir von 60 Kubikmeter gepumpt und von hier aus nach weiter vertheilt. Das Was- ser enthält aber Eisen und Algen, und deshalb muß die Anlage von Zeit zu Zeit mit Salzsäure gereinigt werden. Alles verbrauchte Wasser sammelt sich mit den Fäkalien in einer Kanalisati- on und wird von dieser einem kleinen Häuschen zugeführt, wo alles geruchlos gemacht und durch Vulkanometer auf ein Niveau von 7½ Hektar gebracht wird. Das toffspiegelnde Verfahren aber hat sich ausgezeichnet bewährt, denn der Gesundheitszustand ist ein äußerst gün- stiger, der Krankenbestand beträgt in der Regel nur 1 Prozent und steigt nur selten über 3 Prozent. Deshalb werden nach Pöhlensee die Schwerkranken an- derer Gefängnisse übergeführt. Augen- blicklich befindet sich dort einer schon über 8 Jahre im Lazareth.

Was die Ernährung der Gefangenen angeht, so rednet man in Pöhlensee auf den Kopf täglich 101 Gramm Ei- weiß (21 Gramm animalisches und 80 Gramm vegetables), 46 Gramm Fett und 520 bis 530 Gramm Kohlehydrate. Wer derartige Zahlen zu beurtheilen vermag, dem wird diese Gefangenentopf vor allem als etwas zu arm an Eiweiß vorkommen. Von seinem Ueberver- dienst kann der Gefangene alle 14 Tage 60 Pfennig Zuschuß zur Gefängnislohn erhalten, wofür er sich Brod, Schmalz, Butter oder Speck kaufen darf. Der Verpflegungssatz beträgt pro Kopf und Tag 2½ Pfennig (für Rafernenbesöf- tigung 35 Pfennig). In Pöhlensee kann auch auf trante und alterschwache Ge- fangene besondere Rücksicht genommen werden. Es wird dort unterschieden zwischen Gesunden, Kranken und Mittelst. Diese Einrichtung thut ge- radezu Wunder. Mander, der zusa- menzubrechend droht, lebt völlig wieder auf, wenn ihm für acht Tage Mittelstoft genährt wird, und er ist dann wieder für längere Zeit im Stande, die man- derlei Beschwerden der Gefangenenshaft zu ertragen. Auf die jüdischen Injassen wird nur am Passah Rücksicht ge- nommen, die entsprechenden Gefangenens- toff wird alsdann von der jüdischen Ge- meinde geliefert.

Sieht mit Spreewald- Saucen — Für 3 Personen nehme man 2 — 2½ Pfd. größere Hechte, schlahte und schupe dieselben, wasche sie sauber und toche sie in Salzwasser mit Gewürz, Zwiebel, Lorbeerblättern, Pfeffer (ganzem) und Petersilienwur- zeln weich. Zu der Sauce nehme man 2 Eßlöffel voll Butter, zerlasse dieselben in Ziegel, gieße dann von der Brühe, worin die Fische gekocht sind, eine Portionstasse voll in die zerlassene Butter. Hierauf nehme man 1 Pint saure Sahne, zerquiere dieselbe mit zwei Ei- dottern und einem Eßlöffel voll Weizenmehl, lasse alles zusammen noch einmal aufkochen und nehme zuletzt noch etwas feingehackte Petersilie dazu. Die Fische werden auf einer Fischschüssel mit Petersilie garnirt und die Sauce apart gegeben.

R o p f f a t (anderes Rezept). — Der ganz frische Salat wird gewaschen, gepugt und mit folgender Sauce auf- getragen: Man wiegt sein Pimpernell, Estragon, Schnittlauch; eine kleine Zwiebel, Pfeffer, Salz und eine Prise Zucker, sowie Essig und Del werden hinzugeben. Nach Belieben giebt man hartgekochte Eierstücke darauf. Senf, Eigelb u. s. w. tragen nicht zur Verbes- serung des Salates bei; auch Mayonnaise macht grünen Salat nur schwer verdaulich.